

Prof. Dr. Eduard Stäuble

Laudatio auf Prof. Dr. Werner Mezger

Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrter Preisträger,
meine Damen und Herren!

Heut ist ein ganz besonderer Tag. Der elfte Elfte. Er markiert vielerorts den Beginn des Vorspiels zur künftigen Fastnacht. Insofern ist das Datum höchst geeignet für unsere heutige Preisverleihung, gilt es doch den Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen für das Jahr 2001 Herrn Professor Werner Mezger für sein Buch über die »Schwäbisch-alemannische Fasnet« zu überreichen.

Aber nichts ist so einfach, wie es scheint. Dieser elfte Elfte ist nämlich auch ein prekärer Tag, ein sehr umstrittener. Das macht uns auch Werner Mezger in seinem Buch bewusst. Während die rheinischen Karnevalisten in Düsseldorf und Mainz, insbesondere die Jecken in Köln, am 11.11. 11 Uhr 11 in ihre närrische Saison starten, sind im Südwesten die Ansichten darüber geteilt, ob dieses Datum auch als Eröffnungstermin für die schwäbisch-alemannische Fasnet gelten dürfe. Ganz strenge Fasnächtler halten in dieser süddeutschen Gegend den Auftakt am 11.11. für verfehlt, weil es ihm an Tradition mangle. Noch 1950 meinte Johannes Künzig in seinem Büchlein »Die alemannisch-schwäbische Fasnet«, der Einstieg in die närrische Zeit am 11.11. sei eher eine Sache der »größtstädtischen Allerweltsgesellschaften« und diene nur der Unterhaltungsindustrie des rheinischen Karnevals. Trotz dieses Widerstands der fastnächtlichen Traditionalisten hat er, auch da und dort in Südwestdeutschland Einzug in den Fastnachtskalender gehalten. So wird er denn in Konstanz lebhaft begangen, während man ihm in Überlingen traditionell distanziert gegenübersteht.

Dennoch: Mit unseren Bemerkungen zum 11.11. stehen wir bereits mittendrin in Werner Mezgers Buch über die Fasnet.

Der 11.11. ist der Martinstag, der Gedenktag des heiligen Martin von Tours (316 bis 397 n. Chr.), des Apostels von Gallien. Und nach Werner Mezger hat dieser Tag tatsächlich einen fastnächtlichen Bezug. Seine Überlegungen dazu führen mittenhinein in die Frage nach den Ursprüngen unserer Fastnacht.

Mezger lehnt die lange vorherrschende Ansicht ab, wonach unsere Fastnacht etwas mit dem Toten- und Dämonenkult der Germanen, mit dem Fruchtbarkeitskult und mit dem Brauch der Winteraustreibung zu tun habe.

Weder der rheinische Karneval noch die südwestdeutsche Fasnet stammen nach neuem Verständnis aus vorchristlicher Zeit. Beide Brauchformen, sagt Mezger, hätten ihren gemeinsamen Ursprung vielmehr im christlichen Jahreslauf. Sie bilden von Anfang an das Schwellenfest vor dem Anbruch der vierzigtägigen Fastenzeit, die mit dem Aschermittwoch beginnt.

Das Wort »Fastnacht« meint ja nichts anderes als den Vorabend der Fastenzeit. Auch der romanische Begriff »Karneval« hat einen klaren Sinnbezug zum Fasten. Er kommt vom italienischen »carnelevare« her, das zu »carnevale« verkürzt und scherzhaft mit »Fleisch, lebe wohl« übersetzt wurde.

Auch das bayerische »Fasching« hängt damit zusammen. Es hieß ursprünglich »vastschanc« und weist auf den Ausschank eines Fastentrunks hin.

In den sechs Wochen zwischen Aschermittwoch und Ostern herrschte kirchlich ein strenges Abstinenzgebot. Nicht nur der Genuss von Fleisch, sondern auch von Schmalz, Fett, Butter, Käse und Eiern, überhaupt alle Ausschweifung und Völlerei, waren während der Fastenzeit unter Androhung empfindlicher Strafen untersagt.

Eine solche Fastenzeit kannte man früher auch vor Weihnachten. 581, auf der ersten Synode von Mâcon, wurde die folgende Regelung eingeführt: »Vom Tage des heiligen Martin an bis Weihnachten muss am Montag, Mittwoch und Freitag jede Woche gefastet werden«. Der Martinstag vom 11. November bildete also – genau wie die Fastnacht – eine letzte Möglichkeit für die Bevölkerung, sich unmittelbar vor der Adventszeit noch einmal nach Herzenslust mit Essen und Trinken auszuleben. Der Martinstag galt als eine Art Parallelfest zu den nährischen Tagen vor Anbruch der Osterzeit. Martini wurde daher schon

als »Adventsfastnacht« bezeichnet, wie Hermann Tüchle in der Festschrift zur 800-Jahr-Feier des Prämonstratenserstifts in Schussenried nachgewiesen hat. Es gibt also durchaus einen Zusammenhang zwischen dem Martinitag und der Fastnacht.

Beim 11.11. 11 Uhr 11 handelt es sich hingegen eher nur um eine Juxzahl. Aber selbst hinter dieser Zahlenspielerlei verbirgt sich noch ein tieferer Sinn. Im Mittelalter galt die Zahl 11 im allegorischen Sinn als Inbegriff der Unzulänglichkeit und Verkehrtheit der Welt. Von unten her überschreitet sie die Zehnzahl der göttlich Gebote um eins, und nach oben hin erreicht sie die Zwölfzahl der Apostel nicht. Sie ist damit Narrenzahl schlechthin. Die zehn Finger der beiden Hände galten überdies als alte Recheneinheit. Die Elf überschritt diese Zahl und versinnbildlichte die Maßlosigkeit. Auch damit macht sie durchaus Sinn im Blick auf die Vorfastenzeit, in der sich das Volk – bevor die Zeit der Enthaltbarkeit anbrach – der maßlosen Genussucht hingab.

In den tollen Tagen vor dem Aschermittwoch schuf sich das Volk in der Fastnacht ein eigentliches Ventil.

Da wurde noch einmal ausgiebig geschlachtet und Fleisch in großen Mengen verzehrt. Man wollte die verderblichen Vorräte an Speisen, die unter das Fastengebot fielen, vollends aufbrauchen. Aus dieser Restenverwertung entstanden unter anderem auch die reichlich eierhaltigen, im Schmalz gebackenen Fastnachtsküchlein. Sie wurden meist eine knappe Woche vor dem Aschermittwoch hergestellt, am »schmutzigen Donnerstag« (»Schmutz« bedeutet ja im Süddeutschen wie auch in der alemannischen Schweiz: Fett, Schmalz).

Musik und Tanz bedurften im Mittelalter und in der frühen Neuzeit der obrigkeitlichen Bewilligung. In der Vorfastenzeit hingegen gewährte man ihnen einen gewissen Freiraum, der weidlich ausgenützt wurde. Denn in dieser Zeit war das Tanzen den Männlein und Weiblein erlaubt, und es ging dabei gar nicht prude zu und her. Die Fastenzeit forderte die Abkehr vom Fleisch in zweifachem Sinn; Verzicht aufs Fleischessen, aber auch Standhaftigkeit gegenüber den sonstigen Verlockungen des Fleisches, sexuelle Enthaltbarkeit. Um sich in der Fastenzeit nicht zu versündigen, legten viele junge Hochzeitspaare ihre Hochzeitsnacht in die Fastnachtzeit. So wurde die Fastnachtzeit auch zu einem der beliebtesten Hochzeitstermine.

Die weltliche und die geistliche Obrigkeit begegneten dem ausgelassenen Treiben während der Vorfastenzeit in der Regel mit einiger Toleranz. Aber es gab doch Jahr für Jahr Fastnachtsverordnungen, die den wilden Festivitäten Grenzen setzten.

In der Zeit zwischen 1400 und 1500 ereignete sich etwas, das man fast als eine geistesgeschichtliche Wende bezeichnen darf. Werner Mezger nennt es einen »Diabolisierungsprozess«. Während die Fastnacht von den Theologen bis dahin eher mit einer gewissen Gleichgültigkeit beobachtet wurde, trat an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit eine regelrechte »Verteufelung« ein. So heißt es in der Zweitauflage von Sebastian Brants berühmtem »Narrenschiff« von 1485: »Der tüfel hat das spil erdacht.«

Mezger vermutet, da sei ein ausgeprägter »Augustinismus« am Werk gewesen. Er bringt die Fastnachtzeit in Zusammenhang mit der Zwei-Staaten-Lehre des heiligen Augustinus. In seinem Werk »De civitate Dei« sieht Augustinus den ewigen Gegensatz zwischen demütigem Glauben und selbstsüchtigem Hochmut gegen Gott in zwei Bereichen verkörpert: im Gottesstaat einerseits und im Welt- oder Teufelsstaat andererseits. So erkannten Theologen an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert den Gegensatz zwischen Fastnacht und Fastenzeit tatsächlich als Kontrast zwischen der »civitas Dei« und der »civitas diaboli«, die Fastnacht als Ausdruck einer unheilvollen, sündhaften Welt.

Gemäß diesem Denkmodell inszenierte sich die sündhafte Welt in der Fastnacht gewissermaßen selbst. Die Fastnacht erfuhr in der theologischen Bewertung einen tiefgreifenden Veränderungsprozess: Sie wurde zu einem Abbild der verkehrten, unheilvollen Welt. Das hat sich sowohl auf die Inhalte als auch auf das äußere Erscheinungsbild der Fastnacht prägend ausgewirkt.

Zwar war es schon seit dem frühen 15. Jahrhundert üblich, während der Fastnacht verkleidet oder gar unkenntlich ver mummt herumzulaufen. Das waren zunächst noch recht beliebige Maskierungen. Mit der Zeit bildeten sich jedoch gewisse typische Figuren heraus, die sich weitherum sehr ähnlich waren. Es waren vor allem Negativgestalten. Das entsprach dem kirchlichen Verständnis der Fastnacht als Demonstration einer heillosen, gottfernen Welt.

So war es nur folgerichtig, daß an vielen Fastnachten der Teufel leibhaftig in Erscheinung trat und sein Unwesen trieb. Wobei die Teufelskostüme und Teufelsmasken oft aus den kirchlichen Requisitenkammern stammten. Man brauchte sie für die Darstellung des Bösen in den geistlichen Schauspielen.

Einen exemplarischen Beweis dafür liefert uns Überlingen: Teufelsgewänder wurden für das Fastnachtstreiben aus dem Kostümfundus der Pfarrkirche St. Nikolaus ausgeliehen. Und in der Fastnachtsverordnung aus der Zeit zwischen 1496 und 1499 heißt es: Wer vor Aschermittwoch das »tewfel häs« (das Teufelskleid) vom Kirchenpfleger entlehnt habe, solle es anschließend wieder zurückbringen. Und wer sich für die Fastnacht auf eigene Kosten so ein Teufelhäs habe machen lassen, möge dieses der Pfarrkirche für den »Crutzgang« zur Verfügung stellen; gemeint ist vermutlich für die Fronleichnamsprozession. (Übrigens: Noch 1955 wurden während der Fastnacht in Stuttgart Handzettel verteilt, auf denen es hieß: »Du wirst doch wissen, daß der Karneval vom Teufel erfunden wurde? darum werden beim Fastnachtsumzug auch so viele Teufelsfiguren und Teufelsmasken mitgeführt ...«) Neben den Teufeln und Höllenwesen traten im fastnächtlichen Mummenschanz des ausgehenden Mittelalters immer öfter auch andere Maskierungstypen auf: der Wilde Mann, eine unheimliche, dem Dämonischen verwandte Figur; das Alte Weib, das als Fastnachtsgestalt durchwegs von Männern verkörpert wurde, welche die Gestalt dem Spottgelächter preisgaben; dann aber auch der Bauer, der von den Städtern wegen seiner sprichwörtlichen Tölpelhaftigkeit verspottet wurde.

Als eigentlich prägender Inbegriff der verkehrten Welt setzte sich an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert immer mehr die Gestalt des Narren durch. Ihr Sinn geht aus dem Anfang des Psalms 52 hervor, der lautet: » – der Narr sprach in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott.« Der Narr als Sinnbild der Geistesblindheit, der Ignoranz und des Gottesleugnertums. Die Narrheit stand sogar für die Erbsünde und rückte dadurch in enge Beziehung zum Tod. In der Figur des Narren spüren wir darum auch die Nähe der Vergänglichkeit. Vor allem durch Sebastian Brants »Narrenschiff« wurde der Narr zu einer Symbolfigur für die aus den Fugen geratene, in Narrheit versinkende Welt.

Aus solchen Ursprüngen entwickelten sich im süddeutschen Raum Fastnachtsbräuche von schier unerschöpflicher Vielfalt. Werner Mezger ist ihnen nachgegangen mit der Genauigkeit des Wissenschaftlers und mit der Leidenschaft des Liebhabers. Er verfolgt die vielfachen geschichtlichen Veränderungen der Fastnacht in der Barockzeit und während der Romantik, auch ihre gelegentliche Verrohung, die zeitweilig zum Verbot des Narrentreibens geführt hat. Er schildert, wie rheinische Karnevalelemente in den süddeutschen Raum vordringen und wie diese durch die Anhänger der alten, auf bodenständigen Traditionen beruhenden Fasnet bekämpft wurden, bis sich um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert im Schwäbisch-alemannischen das urtümliche Narrentreiben wieder durchsetzte. Die schwäbisch-alemannische Fasnet überstand schließlich auch den zeitweiligen ideologischen Missbrauch durch die Machthaber des Dritten Reiches, und nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte sie geradezu einen neuen Aufschwung.

Nicht nur kam es zur Gründung von immer neuen Narrenzünften, es wurden auch immer wieder neue Figuren und Masken geschaffen. Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist, wie Werner Mezger schreibt, »noch kein Ende des Booms der schwäbisch-alemannischen Fastnacht abzusehen«. Im »Gegenteil, noch immer entstehen neue Maskengruppen, Narrenvereine und Zünfte. Zählte man Mitte der 70er Jahre rund 350 Zünfte, so waren es anderthalb Jahrzehnte später bereits etwa 600, und Experten schätzen die Zahl der Narrenzünfte und Fastnachtsvereine innerhalb Baden-Württembergs heute auf mindestens 1200« (»mit steigender Tendenz«, wie Werner Mezger hinzufügt).

1969 kam es zur Einrichtung des ersten Fastnachtmuseums für den schwäbisch-alemannischen Raum auf Schloss Langenstein (in der Nähe von Singen). 1971 entstand in Bad Dürkheim das Zentralmuseum der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte. Und als dritte Einrichtung dieser Art hat der Verband Oberrheinischer Narrenzünfte in Kitzingen die Oberrheinische Narrenschau geschaffen.

Nicht zuletzt beim Besuch solcher Ausstellungen wird man der erstaunlichen Vielfalt der schwäbisch-alemannischen Fastnachtsfiguren gewahr. Werner Mezger beschreibt sie alle mit gründlicher Sachkennt-

nis: nicht nur die Teufelsfiguren, auch die Weißnarren, die Blätzle- und Spättlenarren, die Fetzen- und Fransennarren, die Hexen und die Riesen, die Strohären und Wildleute, den Bajass und den Domino – das fastnächliche Personal scheint keine Grenzen zu kennen.

Wer sich auf Details einlässt, vermag die Fülle der Eindrücke kaum zu verarbeiten: Kein Häs gleicht exakt dem andern, keine Maske hat genau ihresgleichen. Jedes Narrenkleid ist ein absolutes Einzelstück. Und die Nachfrage nach Narrenkostümen aller Art ist noch immer steigend. Maskenschnitzer und Häsmaler haben in Südwestdeutschland das ganze Jahr über Arbeit.

Nicht zu vergessen die Narrenattribute: die Rollen und Schellen, die Spiegel, Fuchsschwänze und Hahnenfedern, die Narrenwurst, die Saubloter, die Holzsäbel und Prätschen, die Peitschen und Karbatschen, die Klepperle und Rätschen. Sie alle sind nicht nur skurriles Drum und Dran, sie haben vielmehr ihren wohlerwogenen Sinn und ihre ganz spezielle Bedeutungsgeschichte, die von Werner Mezger sorgfältig erforscht wird.

Und was wäre die schwäbisch-alemannische Fasnet ohne ihre Spielbräuche: das Narrenbaumsetzen, den Wohlauf und das Taganrufen, das Gabenheischen, die Rügebräuche und Narrengerichte, das Bräuteln und Bengelreiten, das Pflugziehen und Narrensamensäen, die Altweibermühle, das Brunnenspringen und »da Bach na Fahren«. Vor allem aber die vielen erstaunlichen Tanzrituale, unter denen der »Schwertletanz« der Überlinger Rebleute einen besonderen Rang einnimmt.

Er wird erstmals 1646 erwähnt und war bis 1803 ein fester Bestandteil der Fastnacht. Dann begann er sich mehr und mehr von seinem ursprünglichen Termin zu lösen. Seit 1966 wird er wieder jedes Jahr getanzt, allerdings nicht mehr an der Fastnacht, sondern – seiner stark religiösen Bindungen wegen – im Anschluss an die zweite Schwedenprozession im Juli. Aber der mitspielende Narr im Häs des Hänsele kann seine fastnächliche Herkunft nicht verleugnen. Der Überlinger Schwertletanz ist in der Geschlossenheit seiner Tradition ein seltener Glücksfall.

Die Fasnet hat aber nicht nur ihre optischen Reize, sondern auch ihre akustischen. An jedem einzelnen Ort gibt es ganz bestimmte, ein-

malige und unverwechselbare Hörerlebnisse. In allen Städten und Gemeinden hat man eigene Narrenmärsche. In Laufenburg erklingt die Tschättermusik und an andern Orten die Katzenmusik. Höchstwahrscheinlich in Basel entstanden ist die »Guggenmusik«, eine Schweizer Variante fastnächtlichen Musizierens, die seit den 80er Jahren auch in Südwestdeutschland auf dem Vormarsch ist.

Mezger ist auch den Narrenrufen nachgegangen, den Versen, Sprüchen und Fastnachtsliedern. Auch hier entdeckt er hinter merkwürdigen Singsprüchen und scheinbar unsinnigen Silbenspielen Jahrhunderte abendländischer Kultur- und Geistesgeschichte. Etwa, wenn es in der Konstanzer Gegend heißt:

»Narro, Narro siebo Sih (= Söhne)
Siebe Narro sind es gsi«

Dahinter steckt das seit dem späten 15. Jahrhundert verbreitete Motiv der Narrenmutter. Die Narrenmutter Eva hatte sieben närrische Söhne, von denen jeder eine spezielle Torheit verkörpert, möglicherweise auch eine der sieben Hauptsünden.

Die Fasnet in die Obhut der Narreneltern zu stellen, unter die Schirmherrschaft der Narrenmutter, ist vorwiegend im Bodensee-raum Brauch geworden. In Überlingen bilden die Narreneltern einen festen Bestandteil in allen Umzügen. Sie werden in einer Chaise gefahren, grüßen huldvoll nach allen Seiten und verteilen Gaben. Und nach dem »Hänselejuck« am Fastnachtsamstagabend wagen sie auf der Hofstatt sogar ein Tänzchen um den Narrenbaum.

Die Geschichte der schwäbisch-alemannischen Fasnet bildet den ersten Teil von Werner Mezgers Buch.

Von den vielfältigen Vermummungen handelt der zweite Teil.

Der dritte Teil ist den fastnächtlichen Terminen und Brauchformen gewidmet.

Im reichbebilderten letzten Teil besucht Mezger die schwäbisch-alemannischen Brauchlandschaften, die Fasnethochburgen und Narrennester. Ein kurzer Vergleich mit verwandten Fastnachten im Tirol, im Salzkammergut, im Altmühltal, im Odenwald und in Belgien beschließt den repräsentativen Text- und Bildband.

Mezger will mit diesen Vergleichen darauf hinweisen, daß sich die

Fasnet des schwäbisch-alemannischen Raums durchaus in großen europäischen Traditions- und Kulturzusammenhängen bewegt und dass sie von Anfang an einen weiten Horizont hatte. Man war immer offen für das Andersartige, für das Exotische, von fern her Kommende. Überall stößt man auf italienische, tirolische, französische, spanische, selbst türkische und afrikanische Einflüsse. Ihre Pracht und Farbigkeit, ihre Vielfalt und Faszination verdankt die schwäbisch-alemannische Fasnet nicht zuletzt ihrer Empfänglichkeit für Neues und Fremdes. Mezger sieht darin geradezu eine Botschaft der Fasnet an die heutige Zeit: weil sie zeigt, »wie man das Fremde, statt es als Bedrohung zu erleben, als Bereicherung erfahren und in seine Welt integrieren kann, ohne dabei die eigene Identität aufzugeben«.

Meine Damen und Herren!

Die Volkskunde teilt eine Eigenart mit anderen Wissenschaften: Sie ist von Zeit zu Zeit einem Wandel der Methoden unterworfen und fördert immer wieder neue Erkenntnisse zu Tage. Das ist nur natürlich und ist gut so. Was wäre eine Wissenschaft, die bei ihren bisherigen Resultaten stehen bliebe!

Die Volkskunde hat aber noch ein eigenes Problem. Der Begriff »Volk« hat unter dem politisch-ideologischen Missbrauch im vergangenen Jahrhundert gelitten, und manche bedienen sich seiner nur noch verschämt. Drum hat sich die Volkskunde da und dort andere Namen zugelegt. Sie nennt sich »Empirische Kulturwissenschaft« oder »Europäische Ethnographie«. Es ist aber nicht einzusehen, warum wir vom Begriff »Volkskunde« Abschied nehmen sollten, so lange wir die richtige Vorstellung vom »Volk« haben. Unter »Volk« versteht eine zeitgemäße Volkskunde schon längst nicht mehr eine soziale Gruppierung, sondern eine Art des Verhaltens, an der jeder und jede von uns mehr oder weniger starken Anteil nimmt.

Die neue Volkskunde versteht sich nicht mehr als antiquarische Museumswissenschaft, die sich ausschließlich mit historisch Traditionellem befasst; sie hat sich vielmehr zu einer Gegenwartswissenschaft gewandelt, die mit neuen Fragestellungen und Methoden arbeitet und dadurch zu neuen Erkenntnissen gelangt. Das braucht keineswegs zu

bedeuten, daß alle Forschungsergebnisse der älteren Volkskunde null und nichtig wären.

Indem die Volkskunde dem Verhalten des Menschen als Einzelwesen und Gemeinschaftswesen nachspürt, leistet sie einen eigenen Beitrag zum menschlichen Selbstverständnis und zur Kenntnis des Menschen überhaupt. In dieser Hinsicht erweisen sich auch die Fastnachtsbräuche als überaus ergiebiger Forschungsgegenstand.

Wer sich vor fünfzig Jahren mit Volkskunde beschäftigte, erfuhr für die Fastnachtsbräuche fast ausschließlich Erklärungen aus den germanischen Dämonen-, Vegetations- und Totenkulten. Diese Interpretationen sind durch die neue Volkskunde stark in Frage gestellt worden. Die Deutung aus christlich-kirchlicher Sicht hat dagegen an Bedeutung gewonnen.

Der Begründer der neuen Volkskunde in der Schweiz, Richard Weiss, hat sich dieser Entwicklung schon 1945 in seinem Standardwerk »Volkskunde der Schweiz« geöffnet. Zu den ursprünglichen Sinnkomplexen, schrieb Weiss schon damals, kämen »alle die späteren Umformungen und Neuschöpfungen aus christlich-kirchlichem Geist oder aus den neuen Kulturströmungen seit dem Humanismus und der Aufklärung« hinzu, »also die Verchristlichung, die Humanisierung, die Rationalisierung und die Moralisierung der Bräuche«.

Volkskundler wie Dietz-Rüdiger Moser, Hermann Bausinger, Werner Mezger und andere haben sich mit ihren Forschungen ganz diesen neuen Interpretationsmöglichkeiten zugewandt und haben damit unser Wissen um die Fastnachtsbräuche, ihren Ursprung und ihren Sinn außerordentlich bereichert und vertieft.

Mit seinem neuesten Werk über die »Schwäbisch-alemannische Fasnet« hat Werner Mezger dieses Wissen auch in weite Volkskreise hinausgetragen. Es ist ein Standardwerk der Kulturgeschichte des Bodenseeraums geworden.

Der Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen war schon immer kein ausschließlicher Literaturpreis, der sich auf eine erzählerische »Belletristik« oder Poesie beschränkt hätte. Unter seinen bisher 32 Preisträgern waren fast zur Hälfte auch wissenschaftliche Autoren. Dabei konnte es dem Überlinger Preisgericht nie darum gehen, die Wissenschaftlichkeit solcher Werke zu beurteilen. Ihre wissenschaft-

liche Zuverlässigkeit musste sich gewissermaßen von selbst verstehen; es musste genügen, wenn die Autoren mit hinreichender Evidenz für die Wissenschaftlichkeit ihrer Werke bürgten.

Gefordert war vielmehr eine zusätzliche Qualität: nämlich die jeweils sprachliche Darstellung und Gestaltung. Literatur heißt ja wohl nicht einfach »Schönschreiberei«, sondern vielmehr »Gutschreiberei«. Und eben dies macht neben seiner Wissenschaftlichkeit den Wert von Mezgers Buch über die »Schwäbisch-alemannische Fasnet« aus: dass es gut geschrieben ist.

Mezger erweist sich darin als Könner im sprachlichen Ausdruck. Sein Buch über die Fasnet ist anschaulich, lebendig und gemeinverständlich geschrieben, sodass die Lektüre zu einem Lesevergnügen und Lesegewinn für jedermann wird. Diesen Anspruch hat unser Preisgericht seit jeher an preisgekrönte Sachbücher gerichtet. Nicht zuletzt durch diese Qualität galt Werner Mezgers Werk dem Preisgericht vom ersten Augenblick an als preisverdächtig und schließlich – nach eingehender Diskussion – als preiswürdig.

Wir schätzen uns darum glücklich, Ihnen heute diesen Entscheid des Preisgerichts verkünden und begründen zu dürfen und laden Sie alle ein, sich mit uns, mit der Stadt Überlingen und mit dem Preisträger darüber zu freuen.

2001 Dr. Werner Mezger, Freiburg/Breisgau, für sein Werk »Das große Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet. Ursprünge, Entwicklungen und Erscheinungsformen organisierter Narretei in Süddeutschland« (1999)

* 1951 in Rottweil,
Studium der Germanistik, Geschichte und Empirischen Kulturwissenschaft in Tübingen, 1975 Staatsexamen und Promotion, 1977-1995 Gymnasiallehrer in Hechingen, 1989 Habilitation in Freiburg, seit 1996 Professor für Volkskunde an der Universität Freiburg

Werner Mezger: Das große Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet. Ursprünge, Entwicklungen und Erscheinungsformen organisierter Narretei in Südwestdeutschland. 208 Seiten. Theiss Verlag, Stuttgart 1999

Preisverleihung am 11.11.2001 um 11 Uhr, Laudatio Eduard Stäuble